

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Catherine Gaskin**  
**Ein Falke für die Königin**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Erstes Kapitel

## 1

Es ist ein weiter Weg von China bis tief ins schottische Hochland, ganz besonders, wenn man ihn wegen ein paar Worten zurücklegt, die in schwer lesbarer Mandarinschrift an den Rand einer Schriftrolle gekritzelt wurden – einer Schriftrolle mit der Zeichnung eines Vogels, der auf einem kahlen Weidenzweig sitzt. Trotzdem war ich hergekommen, ungebeten, unerwartet und, wie ich ahnte, unerwünscht. Ich war gekommen, weil mein Bruder William auf einem Friedhof im Herzen des Hochlands begraben lag und weil er vor seinem Tod jene paar Worte geschrieben hatte. Ja, es war ein weiter Weg.

Ich hatte keine Nachricht, kein Telegramm geschickt, vielleicht aus Angst, daß man mich abweisen würde – nach allem, was ich über Angus Macdonald wußte, war er durchaus dazu fähig. Und so stand ich nun mit meinem Koffer und meines Vaters Lederbeutel auf der winzigen Bahnstation von Ballinacash, und soweit ich sehen konnte, gab es keine Möglichkeit, dorthin zu gelangen, wohin ich wollte.

Der Stationsvorsteher schüttelte den Kopf. «Cluain? Das sind mehr als sechs Meilen von hier. Man erwartet Sie wohl nicht . . . sonst hätte man Sie abgeholt.» Man sah ihm seine Neugier deutlich an. Nur Höflichkeit hielt ihn davon ab, die direkte Frage zu stellen, die er so gern an mich gerichtet hätte. «Tut mir leid, Mistreß, aber Mietkutschen – so was gibt's bei uns nicht. Sie sehen ja, das ist hier noch nicht mal ein Dorf . . .»

«Aber es muß doch irgendeine Möglichkeit geben . . .» Ich fröstelte, es war kühl und sah nach Regen aus. Wer wäre schon darauf gefaßt gewesen, plötzlich hier draußen

inmitten der Wildnis zu stehen? Weit und breit kein Haus, kein Schornstein, aus dem Rauch aufstieg, nichts außer den dunklen Regenwolken und den neugierigen, verwunderten Blicken des Stationsvorstehers. Offenbar kam man nicht unangemeldet nach Ballinaclesh, und ich mußte verrückt sein, daß ich dennoch gekommen war.

Doch dann hörte ich plötzlich hinter mir das Geräusch sich nähernder Schritte, und im selben Moment sah ich vor dem Bahnhof einen einspännigen Landauer stehen. Ein Mann in langem Tweedmantel hielt das Pferd. Er starrte mich an und an mir vorbei, dann zog er den Hut. Aber sein Gruß galt nicht mir.

«Ich sehe, Sie haben Gepäck.» Ich drehte mich um und erblickte einen Mann, der aus einem der letzten Waggons ausgestiegen sein mußte und mit einem Koffer in der Hand die Schienen entlangkam. Er hatte ebenfalls den Hut gezogen, setzte ihn aber gleich wieder auf. Ein schmales, fragendes Gesicht unter blondem, glattem Haar; klare hellblaue Augen, die unschuldig, ja fast kindlich gewirkt hätten, wären nicht die Runzeln an den Winkeln gewesen. Es war ein noch recht junges, aber mißmutiges Gesicht – oder war es vielleicht das Gesicht eines jungen Mannes, der seine Illusionen verloren hatte?

Ohne jede Spur von Verlegenheit fuhr er fort: «Hat Sie denn niemand abgeholt? Ich heiße Campbell.»

Er war so kühl, so sachlich, daß er mich verwirrt hätte, wäre ich nicht so müde, so in meine eigenen Gedanken vertieft gewesen. «Gott grüße Sie.» Eine dumme Höflichkeitsfloskel, aber Formen müssen gewahrt werden. «Nein, niemand erwartet mich. Ich dachte, ich könnte vielleicht einen Wagen mieten . . .»

Ein leichtes Achselzucken. «Wie Sie sehen, geht das nicht, Miß . . . Sie sind doch Miß . . .?»

«Howard», sagte ich.

Sekundenlang verließ ihn sein Gleichmut. «Howard? Sie sind also William Howards Schwester! Daß ich das nicht gleich gesehen habe! Sie sind ihm sehr ähnlich.»

Allein der Klang des Namens war Trost. Seit ich China verlassen hatte, hatte niemand mehr Williams Namen ausgesprochen. «Sie kannten William?»

«Ja . . . ja, ich kannte ihn. Zwar nicht sehr gut, er war auch nicht oft hier.» Er nahm mich beim Arm und winkte den Mann heran, der das Pferd hielt. «Stevens, laden Sie bitte das Gepäck auf. Ja, das ganze. Wir nehmen Miß Howard nach Cluain mit.»

«Nach Cluain, Sir? Nach Cluain?» Aber dann hielt er plötzlich inne, so als hätte ihm der Mann, der mich am Arm hielt, irgendein stummes Zeichen gegeben. Ich fühlte mich überrumpelt, meiner Entscheidungsfreiheit beraubt. Aber warum eigentlich nicht? Mein unmittelbares Problem war gelöst.

«Ich kutschiere gerne selbst», sagte der Mann. «Wollen Sie zu mir auf den Bock kommen, oder ist es zu windig für Sie?»

Ich nickte zustimmend. Was machte schon ein bißchen Wind aus? Ich ließ mir beim Einsteigen helfen; dann schwang sich der Mann auf den Sitz neben mir und nahm Stevens die Zügel ab. Wir warteten, bis das Gepäck auf dem Rücksitz verstaut war; dann fuhren wir los.

«Ich hoffe, ich bin Ihnen nicht . . .», setzte ich an.

«Um Gottes willen», unterbrach er mich, «fangen Sie bloß nicht an, mir zu danken. Wenn Sie schon so verrückt waren, niemand von Ihrer Ankunft zu unterrichten, konnte ich Sie wenigstens vor den Folgen Ihrer Dummheit bewahren. Ich glaube übrigens nicht», fügte er beiläufig hinzu, «daß Angus Macdonald Überraschungen liebt.»

«Mehr als mich zurückschicken kann er schließlich nicht tun.»

«Das wird er nicht. Angus Macdonald hat einen ausgesprochenen Familiensinn, und Sie sind das einzige Enkelkind, das ihm bleibt.» Dann fügte er mit rücksichtsloser Offenheit hinzu: «Natürlich lag ihm mehr an William, ein Mädchen nützt ihm nicht viel.»

«Ich weiß», antwortete ich tonlos, «und ich habe es auch nicht anders erwartet.»

Er sah mich kurz an, dann blickte er wieder geradeaus; aber sein abweisendes Gesicht wurde etwas freundlicher, als ob er seine Worte bedauere. «So . . . Sie haben also beschlossen, nach dem Tode Ihres Vaters hierherzukommen?»

«Woher wissen Sie, daß mein Vater getötet wurde?»

«Das ganze Königreich weiß es. Die Journalisten schreiben sich tagelang die Finger wund, wenn irgendwo weit weg ein blutiges Verbrechen verübt wird – zumal, wenn dabei ein anglikanischer Bischof umkommt. Aber vermutlich hat keiner daran gedacht, wie sehr Sie unter alledem litten, besonders so kurz nach dem Tod Ihres Bruders.»

«Vielleicht sollte ich Gott danken, daß ich damals noch nichts wußte von seinem Tod –»

«Um Himmels willen!» Er blickte mich wieder an – diesmal etwas länger. «Dann waren Sie also ganz allein, als die Nachricht von Williams Tod kam. Es tut mir sehr leid, Miß Howard. Sie haben . . .» Seine Stimme wurde so leise, daß man sie kaum über dem Klappern der Hufe und dem Rauschen des Windes in den Bäumen vernehmen konnte. «Sie sind durch eine sehr schwere Zeit gegangen.»

Er hatte recht, es war für mich eine schlimme, eine sehr schlimme Zeit gewesen. Aber China war oft grausam und der gewaltsame Tod nichts Unübliches. Mein Vater hatte es nie versäumt, seinen Pflichten nachzukommen, selbst wenn er für eine Kirchenvisitation Tausende von Meilen weit reisen und Hunger und Kälte erdulden mußte. Bei einer solchen Gelegenheit geriet er in einen Aufstand gegen einen

örtlichen Kriegslord in einer entfernten Provinz, und für die gesichtslose Masse der Bauern war es ein besonderer Spaß, daß eins ihrer Opfer ein hoher Priester war, der einem fremden Gott diente.

Aber das war noch nicht genug. Nach seinem Tod war kein Monat vergangen, als ein Brief ankam, der mir das Letzte nahm, was ich in der Welt hatte. Der förmlich geschriebene Brief stammte von Angus Macdonald und war an meinen Vater adressiert; er lautete: «Dein Sohn, mein Enkelsohn William Howard, starb nach einem Jagdunfall oberhalb Cluains. Er ist zwischen seinen Vorfahren auf dem Friedhof von St. Andrew im Sprengel Ballochtorra beerdigt worden. Solltest Du wünschen . . .»

Doch mein Vater hatte keine Wünsche mehr – auch er war beerdigt worden, aber auf dem Gelände der britischen Botschaft in Peking. Und ich war im Besitz von Williams persönlichen Sachen, die zusammen mit dem Brief nach Peking geschickt worden waren. Dazu gehörte die Schriftrolle mit der Zeichnung des Vogels auf dem kahlen Zweig und den undeutlichen Zeichen in Mandarinchinesisch am Rand.

Und warum und wozu hatte ich mich auf diese lange Reise begeben? Ich wußte so wenig von Cluain und von Schottland überhaupt. Wohl hatte ich Bilder der Königin Viktoria, die jetzt sehr alt war, und ihres Prinzgemahls und des Schlosses gesehen, das sie in Balmoral gebaut hatten. Ich kannte Geschichten von Fehden und Aufständen und von mutigen, harten Männern – mehr aber nicht.

Warum hatte ich mir keine Mühe gegeben, zumindest mehr über Cluain herauszufinden? In den Briefen, die ich an William schrieb, hatte ich es kaum erwähnt, geschweige denn eine Frage gestellt. Hatte ich ihm übelgenommen, daß er plötzlich auf so unerklärliche Weise an Cluain hing, an diesem Ort, den er früher nicht einmal besuchen wollte? Er

war nach Edinburgh gegangen, um auf der dortigen Universität Fachingenieur zu studieren, um später in China Eisenbahnen zu bauen. Doch nach seinem ersten Besuch in Cluain kehrte er zu Weihnachten und zu Ostern, dann einen ganzen Sommer lang und noch einmal zu Beginn des Winters dorthin zurück. Bei diesem letzten Besuch starb er, und seither war ein halbes Jahr vergangen. Ich fragte mich jetzt, warum ich denn nicht wenigstens meinen Vater über Cluain ausgehört hatte? Spürte ich, daß er sich irgendwie schuldig fühlte, die einzige Erbin von Cluain geheiratet und weit weg entführt zu haben – in ein Land, in dem sie vor ihm gestorben war?

«Ist Ihnen kalt?» fragte der Mann. «Es tut mir leid. Wir hätten uns in den Wagen setzen sollen. Aber ich war eine Woche in Edinburgh, und wenn ich von hier fort bin, dann sehne ich mich zurück. Und wenn ich zurück bin, muß ich oben auf dem Bock sitzen, um alles zu sehen. Erst dann weiß ich, daß ich wirklich zu Hause bin.»

«Mir ist nicht kalt», antwortete ich. «Vielleicht bin ich etwas müde. Aber ich verstehe Sie sehr gut . . .» Ja, es gab viel zu sehen. Die Landschaft um mich her war von einer seltsamen, wilden Schönheit; sie fesselte mich mehr, als ich erwartet hatte. Ich habe also auch Mutters Blut in mir, dachte ich, und plötzlich verstand ich, daß dieses gleiche Gefühl des Wiedererkennens auch William ergriffen haben mußte.

Dann sah ich es – ein großer, ehrwürdiger Bau mit hohen Türmen und einer Brustwehr, der auf einem steilen Felsen hoch über dem Fluß stand.

«Was ist das?»

«Ballochtorra.»

Dieser Name war bereits in meinem Herzen eingegraben – irgendwo in der Nähe lag William begraben.

«Wer wohnt hier?»

«Ein Campbell.» Dann sah er mich an und lächelte – es war das erste Mal, daß ich ihn lächeln sah – und fügte hinzu: «Ich selbst.»

«Warum haben Sie denn «ein Campbell» gesagt?»

«Weil *Sie*, Miß Howard, eine Macdonald sind, ob Sie nun so heißen oder nicht. In der schottischen Geschichte gelten die Macdonalds und die Campbells als unversöhnliche Feinde. Natürlich war es nicht immer so. Oft fochten sie Seite an Seite – doch nicht weniger oft standen sie sich mit gezückten Schwertern gegenüber wie die meisten schottischen Clans. Sie bekämpften sich ständig und raubten sich gegenseitig ihre Herden und Frauen. Sie und ich sind in den Augen der anderen Erbfeinde, obwohl ein ganz anderer Zweig unseres Clans in Fehde lag. Sie sind eine Macdonald aus Clanranald, und ich bin ein Campbell aus Cawdor, und wir sind sogar entfernt verwandt.»

«Verwandt? Wieso?»

Er zuckte mit den Achseln. «Auch das passierte. Es ist eine eigentümliche Geschichte, und Ihr Großvater wird sich gerne daran erinnern, denn es war für ihn ein großer persönlicher Sieg. Er hat den Besitzern von Ballochtorra das Beste abgenommen, was sie hatten – Cluain. Es war der frühere Witwensitz, und die dazugehörigen Ländereien sind die fruchtbarsten in der Umgebung.»

Wir fuhren über eine elegant geschwungene Steinbrücke, und er blickte auf das hoch über uns liegende Ballochtorra. «Das war so anziehend bei William – er war ganz ohne Vorurteile. Er haßte uns nicht, weil wir Campbell hießen; es ging Ihrem Großvater sehr gegen den Strich, daß er uns so oft in Ballochtorra besuchte.»

«Er hat immer gesagt, daß er sein eigener Herr sei.»

«Das war er auch. Ich glaube nicht, daß er je etwas getan hätte, was er nicht wollte. Sie liebten William sehr?» fragte er in demselben sachlichen Tonfall.



«Ich hatte nur einen Bruder. In China ist man isoliert. Dort gibt es wenig Europäer. Ich kann nicht beurteilen, ob sich andere Geschwister so nahe sind, wie wir es waren. Er war älter und hat mir immer den Weg gewiesen.»

«Auch den Weg hierher?»

«Vielleicht.»

Wir fuhren jetzt steil bergan, ganz am Rande des Felsens in einem großen Bogen um das Schloß herum. Dann kamen wir zu einem Pförtnerhäuschen mit kleinen Türmen. Das prunkvolle schmiedeeiserne Tor schmückte ein vergoldetes Schild mit einem Wappen, das einen Vogel darstellte, der wie ein zischender Schwan aussah. Die Vergoldung war so frisch, daß ich den Wappenspruch gut lesen konnte: *Sei achtsam*. Ich fragte mich, ob es als Rat oder als Warnung gemeint war.

Ich konnte es mir nicht verkneifen, zu sagen: «Für jemand, der seine besten Ländereien an einen anderen Clan verloren hat, scheinen Sie ziemlich wohlhabend.»

Er nickte. «O ja, unser gutes Ackerland haben wir zwar verloren, aber das Moor, auf dem reiche Leute gern jagen, gehört uns noch.»

«Also sind Sie reich?»

«Sagen wir, meine Frau ist reich.»

Ich war zu müde, um näher auf die Bemerkung einzugehen, und ließ sie daher unbeantwortet. Ich wappnete mich innerlich für Cluain und für alles, was dort auf mich wartete. Ich ließ meine Schultern hängen und spürte plötzlich die Kälte. Wir fuhren jetzt durch alte Eichen- und Birkenhaine. Nach einer Biegung gelangten wir an den Fluß und in weites Wiesenland . . . und da sah ich ihn. Er stand im Schatten einer Birke, neben ihm ein Hund. Beide rührten sich nicht, nur das Laub über ihnen bewegte sich im Wind. Das Gesicht des Mannes war nicht genau zu erkennen; er hatte schwarzes Haar, trug einen verblichenen Kilt und

eine zerschlissene Lammfelljacke. Ruhig musterte er uns. Er hielt seine Hand hoch, aber nicht zum Gruß: Erst als wir fast an ihm vorbei waren, bemerkte ich den Vogel, der auf seiner behandschuhten Hand saß. Ein großer Vogel – was für einer es war, wußte ich nicht; seine dunklen Augen blickten so ruhig und furchtlos wie die Augen seines Herrn und des Hundes. Seltsamerweise hob Campbell grüßend die Peitsche, aber der Mann reagierte nicht. Dann ließen wir dieses unheimliche Trio hinter uns, und es gelang mir, nicht noch einmal zurückzublicken.

«Was werden Sie in Cluain tun?»

«Wer weiß, vielleicht bleibe ich gar nicht.»

Eine Zeitlang schwiegen wir. Dann sagte er: «Angus Macdonald war verzweifelt, als William starb; er war die Verkörperung all seiner Hoffnungen. Ich habe ihn seit dem Tod nur einmal kurz gesehen, und er schien mir sehr gealtert. Vielleicht tun Sie ein gutes Werk, wenn Sie bleiben.»

«Sie meinen also, er wird mich mit offenen Armen empfangen? Aber ich sagte Ihnen doch, er erwartet mich nicht einmal.»

«Wer weiß. Cluain ist kein gewöhnlicher Haushalt. Aber sollten Sie einen Freund brauchen . . . oder irgendeine Zuflucht . . . Ballochtorra ist ganz in der Nähe.»

Er spornte das Pferd zu einer schnelleren Gangart an und wies mit der Peitsche auf verschiedene Gebäude. «Da vor Ihnen liegt Cluain.»

Es lag einsam zwischen Wiesen eingebettet, die in einer weichen Linie vom Fluß aufstiegen. Der Wind strich über die jungen grünen Kornfelder, das Vieh graste auf den frühsommerlichen Weiden und in der Nähe des Flusses. Ich konnte das Haupthaus von Cluain nur schwer erkennen, weil es von den anderen Gebäuden fast verdeckt wurde. Aber da standen nicht nur die üblichen Scheunen und Ställe eines gutgeführten Gutes, sondern zusätzlich noch eine lange

Reihe von niedrigen, gleichförmigen Steinbauten – wahrscheinlich Lagerhäuser – und ein ganz merkwürdiges Gebilde mit Schornsteinen, die in pagodenartigen Kuppeln endeten. Ich hatte mir unter einer Whiskybrennerei nicht viel vorgestellt, aber daß sie so aussehen würde, hatte ich doch nicht erwartet.

«Angus Macdonald behauptet», sagte Campbell, «daß er den besten Malzwhisky im ganzen Hochland produziert, und ich habe noch nie gehört, daß ihm jemand ernstlich widersprochen hätte. Aber seit Williams Tod ist er ein sehr trauriger und verbitterter alter Mann . . .»

2

Nachdem die Straße einen großen Bogen um den Ballochtorra-Felsen gemacht hatte, schlängelte sie sich jetzt in entgegengesetzter Richtung langsam bis nach Cluain hinunter. Der ganze Gebäudekomplex lag schräg vor uns, so daß wir genau ins Zentrum blickten. Nun konnte ich auch das Haupthaus erkennen. Es lag uns am nächsten und war kleiner und älter als die anderen. Dann kamen die Stallungen und ein kopfsteingepflasterter Hof, an den auch die Brennerei grenzte. Gegenüber der Brennerei, auf der anderen Straßenseite, standen eins neben dem anderen die Lagerhäuser. Sie waren niedrig, nur einstöckig, mit spitzen schwarzen Schieferdächern. Obwohl die pagodenförmigen Brennereischornsteine das Ganze beherrschten, hatten die düsteren Lagerhäuser, die wie eine lange Fassade mit endlosen Giebeln aussahen, etwas überwältigend Solides und Beständiges. Das Ganze schien ein Dorf für sich zu sein und doch eigentümlich still und verlassen, so als ob niemand dort wohnte.

Aber es blieb nicht so ruhig. Ein Hund bellte, als sich